

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1957

3 (1957)

3

Unsere HEIMAT



Eric. Schoy

P6 A 833

3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Krignitz



HEIMATLIEBE

Es gibt wohl keine bessere Unterschrift für das Bild auf der nebenstehenden Seite als das Wort „Heimatliebe“. Da haben fünf Männer für einen Augenblick die Arbeit unterbrochen, sind im Kreis zusammengetreten und schauen interessiert und sinnend auf einen seltsam geformten Stein, den sie aus der hohen Kieswand da oben auf dem Golm bargen. Es ist unter ihnen ein Rätselraten und Deuten um diesen eigenartigen Feuerstein, der in seiner Form diesmal doch nichts anderes ist als ein Zufallsprodukt der oft launisch gestaltenden Natur, wie es in der Sylvesternacht wohl ähnlich ist, wenn beim Bleigießen ein bizarres und orakelhaftes Gebilde unsere Phantasie anregt. Aber dennoch ist es ein beglückender Eifer, ein tiefer Zug von Heimatliebe, der in diesem Bilde zum Ausdruck kommt. Diese Männer (und mit ihnen viele, viele andere) haben bei ihrer täglichen Arbeit schon manches Stück, das ihnen irgendwie auffiel, in die Hand genommen, haben es sinnend betrachtet und haben es, wenn es wertvoll schien oder irgendwie rätselhaft blieb, zunächst in der Baubude oder sonstwie geborgen. Aus dieser Aufmerksamkeit, aus dieser Liebe zur Natur und zur Heimat, aus diesem Forscherdrang, der in jedem wertvollen Menschen steckt, hat die Wissenschaft ihr Material gezogen, haben die Museen und die Sammlungen sich aufbauen können, und sie tun es heute noch!

Was kommt nicht alles gerade in einer solchen Kieskuhle zum Vorschein! Hier auf dem Golm haben wir es mit einer sogenannten Os-Bildung zu tun.*) Die Erd- und Geröllmassen wurden von den gewaltigen Schmelzwässern mitgespült und in Eisspalten fein säuberlich übereinander in Schichten abgelagert und gestapelt. Je nach der durch die Jahreszeiten oder durch Temperaturschwankungen bedingten Menge und Stärke des strömenden Wassers blieben sie in mehr oder weniger Schichtdicke und in mehr oder weniger grob- oder feinkörniger Zusammensetzung liegen. In diesen Schichten finden wir nun manches, was die Gewässer auch an organischen Substanzen der Eiszeit mitführten, also an Resten der dilu-

*) Siehe „Unsere Heimat“, Heft 3/1956, Seite 66.

vialen Lebewesen, der pflanzlichen sowohl als der tierischen. So bergen unsere Kieskuhlen oft die seltensten Muschelarten aus zwischeneiszeitlichen Meeresbildungen, die „Donnerkelle“ als Nachbleibsel einer vergangenen Tintenfischart und zahlreiche Fossilien als Dokumente ausgestorbener Lebewesen früherer geologischer Epochen, deren Reste nun versteinert oder in Abdrücken da sind. Alle diese Funde geben der Wissenschaft Aufschlüsse und wichtige Hilfen bei der Feststellung der Erdgeschichte und auch bei der Erforschung unseres heimatlichen Bodens und seiner damaligen Tier- und Pflanzenwelt. So ist also oft auch der kleinste Fund von Bedeutung, und es ist darum etwas Köstliches, wenn unsere werktätigen Menschen, wie hier auf unserem Bilde, für ein paar Minuten zusammentreten und über ein Stück, das ihnen auffiel, sprechen.

Unsere fünf hier auf dem Bilde, die schon manches bergen und interessierten Menschen zeigen oder aushändigen konnten, hatten nun jüngst ein ganz seltenes Waidmannsheil. Die Picke löste ein armlanges und armdickes Gebilde aus der Kieswand. Wenn es dabei auch in einige Stücke zerbrach, so war doch reines Elfenbein zum Vorschein gekommen! — Das Mammut, dieses heute ausgestorbene gewaltige Tier der Urzeit, dem Elefanten ähnlich, hat vor einigen hunderttausend Jahren in den zwischeneiszeitlichen Perioden in unserer Heimat gelebt. Schwarz und zottig, mit dichtem Wollhaar bedeckt, erstand es nun wieder vor unseren Augen, als wir die Stücke eines seiner mächtigen, gewundenen Stoßzähne in der Hand hielten. Was war das Schicksal dieses vorzeitlichen Bewohners unserer Gefilde gewesen? Wie sah es damals während der Eiszeit hier bei uns aus? Ganze Mammutleichen und die Körper anderer einstiger Lebewesen, noch heute immer wieder mit anderen Dingen der grauen Vorzeit im sibirischen Eis gefunden, eingeschlossen und wohlkonserviert, geben uns Aufschluß darüber und lassen Parallelen zu den hiesigen Verhältnissen ziehen.

Wir aber freuen uns, daß wir nun im heimatlichen Museum unseren Jungen und Mädeln an diesem Mammutstoßzahn als einem Zeugnis der Vorzeit das graue Altertum der Heimat noch lebendiger machen können. Und wir sind glücklich, in diesem einen Beispiel hier gleichzeitig allen Freunden und Helfern von Herzen Dank sagen zu können, daß sie so auf allen Gebieten der Denkmalpflege, der Erforschung der Bodenfunde und der Gestaltung unserer Heimatmuseen stets wertvolle Dienste geleistet haben. Unser Bild und diese Zeilen möchten aber damit auch die Bitte verknüpfen, daß sich auch fernerhin Menschen finden, die, von der Heimatliebe getragen, in Aufmerksamkeit und getreuer Mithilfe der Heimatforschung und der Heimatpflege dienen.

Die Wüstungen der Ostprignitz

Fortsetzung

K r u m b e c k, ist 1291 ein Dorf, 1542 ist es wüst; es lag an der Ostgrenze der heutigen Gemarkung. 1321 wird erstmalig ein Schloß K. erwähnt, 1720 wird das Rittergut K. genannt. Der jetzige Gutshof wurde 1842—52 erbaut. Gruppe 2.

K u w a l k, ein mittelalterliches Dorf westlich der heutigen Siedlung auf der Feldmark Jännersdorf. 1404 erstmalig erwähnt, ist es 1552 bereits wüst. Gruppe 2.

L a n g e n f e l d. Von dem mittelalterlichen Dorf wird 1375 die „molle to L.“ erwähnt. 1420 wird es von Johann und Albrecht von Mecklenburg zerstört und ist seit der Zeit wüst. 1750 kauft Ernst von Karstedt, Fretzdorf, die wüste Feldmark und errichtet 1752/53 darauf das Vorwerk Karstedtshof mit fünf Büdnerstellen und einer Ziegelei. Gruppe 2.

L i p p e r s d o r f, siehe unter Verchow.

L ü t k e n - D o s s e. Das mittelalterliche Dorf lag auf der heutigen Feldmark Fretzdorf. 1316 wird es als selbständiges Dorf urkundlich erwähnt, 1439 ist es bereits wüst. Die Hälfte der Feldmark kam zu Königsberg, die andere zu Fretzdorf. Von Königsberg wird das Vorwerk Lütkendosse errichtet, das 1853 durch Kauf in den Fretzdorfer Besitz übergeht. Gruppe 2.

L a a s k e, wird urkundlich erstmalig 1492 genant und war 1540 bereits wüst. Als wüste Feldmark „Latzkow“ gehörte es zu Mansfeld. Seine alte Lage ist unbekannt. Die heutige Siedlung entstand 1752/53. Gruppe 2.

G r o ß - L a n g e r w i s c h, war 1325 ein Dorf in der Mitte der Südgrenze der heutigen Gemarkung. 1489 ist es wüst. Die heutige Siedlung entstand 1753/54 durch die von Rohr.

L e l l i c h o w. Das mittelalterliche Dorf bestand noch 1487 und wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wüst. 1699 wurde zuerst eine Wassermühle errichtet; die endgültige Besiedlung erfolgte jedoch erst 1776/77. Die Lage des alten Dorfes ist unbekannt. Gruppe 3.

L i n d b e c k, ein mittelalterliches Dorf auf der Feldmark Meyenburg. Gruppe 1.

L ü b b e r s d o r f, wird als Dorf 1492 erwähnt, danach ist es wüst. Es lag westlich von Mertensdorf an der heutigen Chaussee nach Putlitz.

L u t t e r o w, wird als mittelalterliches Dorf 1320 beim Verkauf des Schlosses Zechlin durch Heinrich II. von Mecklenburg an Bischof Heinrich III. von Havelberg erwähnt und wird im 15. Jahrhundert wüst. Es lag an der Stelle des heutigen Neu-Lutterow. Gruppe 3.

L u h m e. Das mittelalterliche Dorf lag auf der Halbinsel zwischen Twern- und Rochowsee und ist bereits vor 1525 wüst geworden. 1724 wurde zunächst das Vorwerk errichtet, die Siedlung selbst 1752 bis 1757. Gruppe 2.

M i l d e n h a g e n, ein urkundlich nicht nachgewiesener mittelalterlicher Ort auf der Feldmark Meyenburg.

N e u e n d o r f. Das alte Dorf „Niendorf“ lag zwischen Dossow, Zootzen und Gadow und war 1525 bereits wüst. Heute erinnert daran das von Goldbeck vor 1766 errichtete Vorwerk Neuendorf, das später als Schäferei diente, heute Försterei ist. Gruppe 2.

N a t t e h e i d e. In der Forst Natteheide soll ein Dorf südwestlich vom heutigen Forsthaus bestanden haben. Gruppe 1.

P i x h o f, vermutl. eingegangene Siedlung auf der Feldmark Heiligengrabe.

P o d a r g e (Podarse, Podarf oder Pudarff), ein 1274 genanntes, östlich von Eichenfelde gelegenes, mittelalterliches Dorf, das 1472 bereits wüst ist. Gruppe 1.

Q u a s t (Quäste, die Quäste), Försterei im Forst Neuendorf, südwestlich von Gadow, wird 1798 als Unterförsterei von Goldbeck genannt, wird im 19. Jahrhundert wüst. Gruppe 1.

G r o ß - R a d e r a n g, wird 1296 und 1324 als Dorf erwähnt und soll am Raderang-See in der Zechliner Forst gelegen haben. Gruppe 1.

K l e i n - R a d e r a n g, wird als Dorf mit einem Schulzenhof, 17 Hühnern und 7 Häuslern 1324, 1430, 1445 und 1492 urkundlich erwähnt; 1574 lag es bereits wüst. Die alte Dorfstelle befand sich westlich Zempow am Raderangmoor. Die heutige Kolonie Raderang entstand in den Jahren 1747 bis 1750. Gruppe 2.

R a n d o w, erstmalig genannt, liegt am Ende des 15. Jahrhunderts wüst (1487). 1726 besteht es wieder. Gruppe 2.

R e d l i t z, mittelalterliches Dorf auf der Feldmark Freyenstein.

R e p e n t e, war 1283 ein Dorf, das bereits vor 1525 wüst wurde. Die heutige Siedlung entstand 1752. Gruppe 3.

R o c h s t e d e, lag östlich von Alt-Daber und gehörte zum Besitz des Klosters Altenkampen; 1438, bei Übernahme dieses Besitzes durch die Stadt Wittstock, ist es bereits wüst. Heute erinnern uns an dieses Dorf die Bezeichnungen Rockstädter Berg und die Rockstädt (Bach). Gruppe 1.

R o d d a h n. „In der Rodane, zwischen der Dosse und Havelberge“, womit 1337 das Große Waldgebiet, silva Roddana, im Süden der Ostprignitz gemeint ist, lag im Mittelalter auch ein Dorf gleichen Namens. Urkundlich ist es als wüste Feldmark 1440, 1472, 1508, 1540 nachzuweisen. Um 1600 muß jedoch schon wieder eine kleine Gutsgemeinde vorhanden sein; 1608 wurde daraus ein Rittersitz, der auch nach dem Dreißigjährigen Kriege bestand. Gruppe 2.

Röthken, vermutliche mittelalterliche Siedlung auf der Kyritzer Feldmark zwischen Jäglitz, Obersee, Drewener Grenze und der Landwehr. Gruppe 1.

Rube, mittelalterliches Dorf westlich von Kyritz, als Dorf 1344 und 1440 erwähnt, 1472 wüst. Gruppe 1.

Schild(e), mittelalterliches Dorf westlich Dranse, zum Amelungsborner Klosterbesitz gehörig; wird 1291 erstmalig genannt; 1525 ist es wüst. Gruppe 1.

Schildhorst, 1287 erwähnt, soll bei Freyenstein zwischen Redlitz, Dosse und der Stadt gelegen haben. Gruppe 1.

Schoke, lag nach Lück in der Zechliner bzw. Neuendorfer Forst, nach Matthes am Nordufer des Zechliner Sees, gehörte dem Zechliner Mönchshof des Klosters Doberan, ging 1306 in den Besitz Heinrichs II. von Mecklenburg und 1320 in den des Bischofs von Havelberg (Wittstock) über, 1525 ist es wüst. Gruppe 1.

Schönfeld, lag am linken Dosseufer in der Höhe von Eichenfelde, gehörte 1311 dem Cotzener Mönchshof des Klosters Altenkampen am Rhein, 1436 beim Übergang in den Besitz der Stadt Wittstock liegt es bereits wüst. Gruppe 1.

Siedlitz, mittelalterliches Dorf am Großen Zechliner See (Siedlitzablage), das bereits im 16. Jahrhundert wüst liegt. Gruppe 1.

Siemersdorf, mittelalterliches Dorf, das 1387 und 1492 urkundlich erwähnt wird, 1552 jedoch schon als wüst auftritt. Die alte Dorfstelle liegt südlich von Krumbeck an der Feldmarkgrenze. Gruppe 1.

Smarfenhagen, wird als Feldmark 1485 urkundlich erwähnt. Ob diese Feldmark zu Falkenhagen oder Sadenbeck gehörte, ist umstritten. Matthes sieht in dem Namen eine Verstümmelung von Markgrafenhagen, einer Burg, die nördlich der Dömnitz von Markgraf Johann III. erbaut worden, später aber wieder eingegangen ist. Nach den „Kunstdenkmälern“ befindet sich 1,4 km nordwestlich von Sadenbeck an der Dömnitzniederung ein alter „Burgwall“. Hier gefundene Gefäßscherben sind deutschen Ursprungs und stammen aus dem 12. bis 13. Jahrhundert. Gruppe 1.

Steckelsdorf, lag auf der Feldmark Maulbeerwalde, etwas weiter nördlich vom heutigen Gut. Gruppe 1.

Stolpe, mittelalterliches Dorf, das 1274 erstmalig genannt und bereits vor 1539 wieder wüst wird. Nach Matthes lag das alte Dorf westlich von Krependorf, hart an der Grenze der Gemarkung. 1752 wurde die heutige Kolonie Stolpe vom Stift Marienfließ (Stepenitz) angelegt. Gruppe 2.

Stolpe bei Kyritz, war im 14. und 15. Jahrhundert (erste Nennung 1339) noch Kirhdorf, 1578 sind nur noch Kirche und Mühle vorhanden. Ende des 16. Jahrhunderts wird die Feldmark von Kyritz durch Anlage einer

Schäferei genutzt. Die alte Dorfstelle lag etwas östlich an der Chaussee nach Sechzehneichen. — Die heutige Siedlung wurde 1794 angelegt. Gruppe 2.

Groß-Streckenthin.

Klein-Streckenthin. Im Mittelalter gab es zwei Streckenthin. 1325 verkaufte Markgraf Ludwig zu Brandenburg der Stadt Pritzwalk „dat Dorp tho groten Streckentin“, 1425 wird es von den Mecklenburgern zerstört. Die Feldmark lag zwischen Birkenfelde und dem Hainholz. — Klein-Streckenthin wird 1356, 1431 und 1469 urkundlich genannt, 1524 ist es wahrscheinlich wüst.

Thadendorf, ist wahrscheinlich ein altes wendisches Dorf im Gau Desseri, also in der Umgebung von Wittstock. In einer Besitzbestätigung des Bistums Havelberg durch den Kaiser heißt es 1550: „in provincia dessere wizoca civitatem totam et unam villan thadandorpe“ und 1179 „inprovincia Dessere wizoka civitatem cum toto burgwardo et unam villan Taden-thorpp“. Es muß sehr bald wüst geworden sein. Gruppe 1.

Tornow, wird 1285 als Dorf erwähnt, 1438 gehört es zur Ausstattung der von Warnstedt in Fretzdorf, gegen Ende des 15. Jahrhunderts ist es wüst. Im 18. Jahrhundert sitzen in Tornow die von Brunn.

Uchtorp, wird erstmalig 1296 als zum Amelungsborner Klosterhof Dranse gehörig genannt und ist im 15. Jahrhundert wüst. Nach Matthes lag die alte Dorfstelle westlich von Flecken-Zechlin in der Zechliner Heide in der Höhe von Neu-Lutterow. Gruppe 1.

Verchow, das mittelalterliche Dorf lag nördlich von Maulbeerwalde, rechts am Wege nach Blesendorf. Es wird 1492 und 1555 urkundlich genannt. Östlich davon lag das bereits erwähnte Steckelsdorf. Nach Luck hat außerdem noch ein drittes Dorf, „Wosten-Verchow“, auf der Feldmark Maulbeerwalde bestanden. Matthes vermutet, daß dieses Dorf mit dem ebenfalls bereits genannten Lippertsdorf identisch ist. Gruppe 1.

Volkwig, das eingegangene Dorf befand sich im Mittelalter südlich vom heutigen Dorf am Wege nach Zaatze. Gruppe 3.

Vollmersdorf, eingegangenes Dorf südwestlich von Langnow.

Vornehalte gehörte zu dem 1237 entstandenen Klosterhof Zechlin des Klosters Doberan. 1320 wird es urkundlich als Dorf beim Erwerb des ehemaligen Klosterbesitzes durch den Bischof von Havelberg genannt, 1525 ist es wüst.

Warnsdorf (Wernersdorf), war 1325 ein Dorf, das danach wüst wurde. Die heutige Kolonie wurde 1752 errichtet, nachdem bereits vorher ein Vorwerk der von Quitzow bestand. Gruppe 3.

Weitgendorf (Weydendorp), war 1492 ein Dorf westlich der heutigen Siedlung, 1542 war es bereits wüst. Die heutige Siedlung entstand 1752. Gruppe 2.

Wendfeld, mittelalterliches Dorf auf der Feldmark Wulfersdorf. Gruppe 1.

Werstade, ein Dorf aus dem Jahre 1491 bei Wutike. Gruppe 1.

Westphalen, vermutliche mittelalterliche Siedlung, südlich Kyritz. Gruppe 1.

Wolfshagen, sagenhafte mittelalterliche Siedlung im Südosten der Feldmark Gr.-Welle.

Woltersdorf, ist der zweite mittelalterliche Ort, der auf der heutigen Feldmark Liebenthal, und zwar auf dem nördlichen Teil derselben, bestand (vergl. Eggersdorf). Er wurde von 1488 wüst. Gruppe 1.

Wumezowe, 1320 auf der Feldmark von Flecken Zechlin bezeugt; seine einstige Lage ist unbekannt (Wummsee?). Gruppe 1.

Wusterade, lag in der Wittstocker Heide am Wege nach Below, in der Höhe von Heinrichsdorf und gehörte zum Besitz des Klosters Altenkampen. Beim Kauf durch die Stadt Wittstock im Jahre 1436 lag es bereits wüst. Gruppe 1.

Zarenthin, 1275 heißt es vom Domkapitel Havelberg: „infra terminos dicte ville Gumthowe fundaverunt quendam novam villam Slavicalem“. Berthold Schulze nimmt an, daß es sich bei dieser Ortslage um das alte Zarenthin handelt, das später wüst geworden ist. Matthes gibt die alte Dorflage südöstlich der heutigen Siedlung an. 1777/78 ist das heutige Z. mit sechs Büdnerfamilien errichtet worden. Gruppe 2.

Zempow, 1325 erstmalig als Dorf genannt, gehört es bis 1430 zum Amelungsborner Klosterhof Dranse. Im 15. Jahrhundert ist es wüst. Der Wiederaufbau erfolgte im 18. Jahrhundert. Gruppe 2.

Klein-Zerlang, lag im 16. und 17. Jahrhundert wüst (Lütken Scharlank) und wurde im 18. Jahrhundert wieder aufgebaut. Gruppe 3.

Zeterbow, südwestlich von Hoppenrade am Cederbach gelegen; 1344 als Dorf bezeugt, liegt es bereits 1556 wüst, Gruppe 1.

- Literatur:** Riedel: „Codex diplomaticus brandenburgensis“
Matthes: „Urgeschichte des Kreises Ostprignitz“
Luck: „Die Prignitz und ihre Besitzverhältnisse“
Joh. Schultze: „Das Landbuch der Mark Brandenburg von 1375“
Berth. Schulze: „Neue Siedlungen in Brandenburg“
Opalinsky: „Geschichtliches über die Städte und Klöster der Prignitz“
Vogel: „Slawische Ortsnamen“
Mitteilungen des Museumsvereins Heiligengrabe
Polthier: „Die Geschichte der Stadt Wittstock“
Giese: „Aus der Vergangenheit der Stadt Kyritz“
Bratring: „Grafschaft Ruppin“
Sorg: „Die Wüstungen des Kreises Ruppin“
Kuhnt: „Der Mönchshof zu Dranse“
„Prignitzer Volksbücher“, Verlag Tienken-Pritzwalk
Lehnsbriefe und sonstige Urkunden

Dambeck in schwerer Zeit

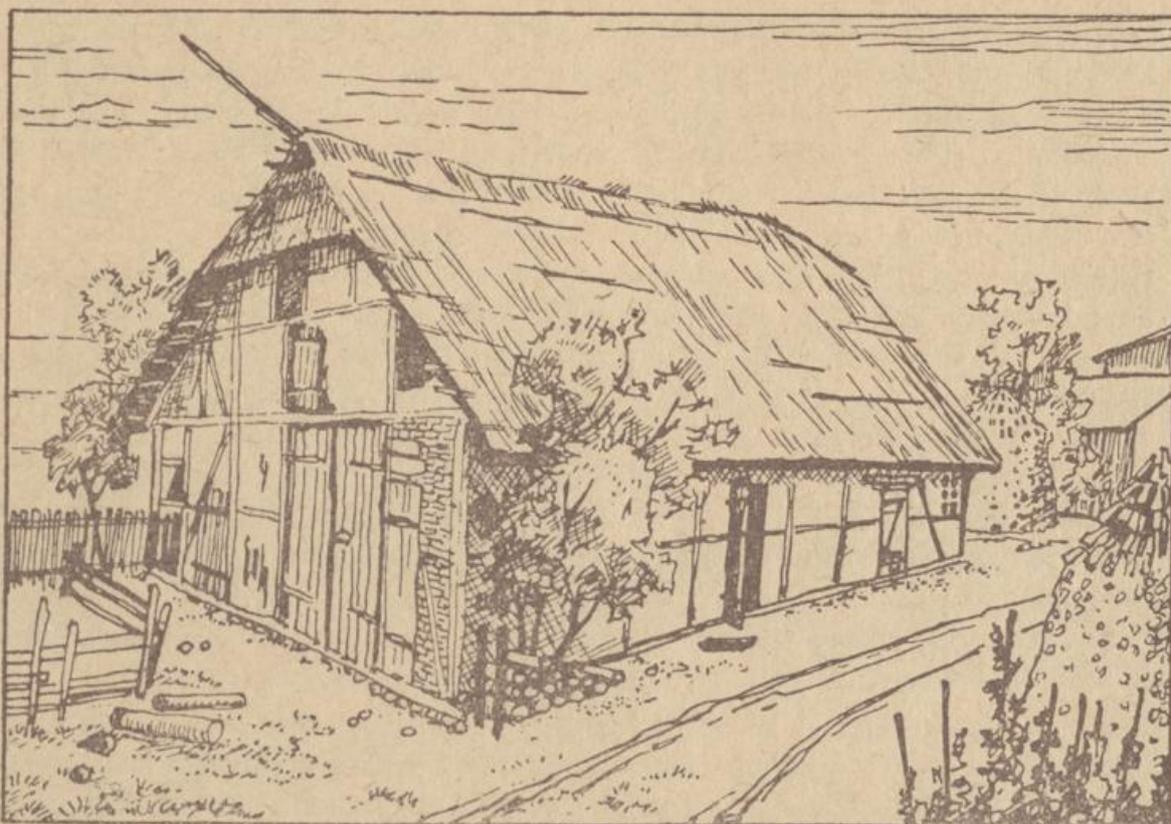
Die Gemeinde Dambeck gehört erst seit 1953 zum Kreis Perleberg, MTS-Bereich Berge. Blättern wir jedoch in der Geschichte zurück, dann stellt sich zu unserer Überraschung heraus, daß die Dambecker und die Prignitzer eigentlich ganz alte Bekannte sind.

1448 war Dambeck im Besitz des Ritters Behrend von Rohr, der in der Burg von Neuhausen wohnte und in Dambeck auch ein Vorwerk besaß (ein Rest des Wallgrabens ist noch heute vorhanden, Hufe Nr. 3). — Bis 1626, also bis in den 30jährigen Krieg hinein, blieb Dambeck im Besitz der Familie von Rohr. Sie hatte auch das Patronat über die Kirche. — Dambeck muß damals schon eine große und reiche Gemeinde gewesen sein; denn es besaß eine für damalige Zeit ganz beachtliche Kirche, bis zum Dach aus Feldsteinen errichtet, mit einer Turmhöhe von 51 Metern. — Die Bewohner betrieben vor allem Viehzucht. Flurnamen wie „Flaaschen“-Wiesen, „Bodderwinkel“ usw. deuten darauf hin. Diese Teile der Feldmark dienen noch heute als Wiese oder Weide. Dazu kam noch die Gemarkung Rosenwinkel mit etwa 33 ha, das ebenfalls noch heute als Wiese und Weidegebiet dient. Hier lag damals auch der Ortsteil „Rosenwinkel“, der zu Dambeck gehörte.

Dazwischen verlief die Hauptverkehrsader, die „Grabower Landstraße“, die von Grabow über Dambeck und Neuhausen nach Putlitz führte. Manch lustiges Gauklervölkchen, aber auch so mancher Kaufherr mit seinen schweren Planwagen mögen diese Straße dahergezogen sein. Sehr wahrscheinlich machten sie sogar in Dambeck Rast, denn Dambeck besaß sogar Jahrmartsgerechtigkeit. So herrschten in Dambeck Handel und Verkehr und ein abwechslungsreiches Treiben. Und der Pfarrer Peter Brunow konnte recht zufrieden sein mit den reichen Abgaben seiner Gemeinde.

Schon 1534 waren die meisten mecklenburgischen Städte lutherisch. Von hier griff die Reformation schnell auf das platte Land über, und 1549 wurde Mecklenburg unter Herzog Johann Albrecht I. durch Beschluß des Landtages zu Sternberg ein evangelisches Land. Wir sehen: Mecklenburg, das so oft und gern als rückständig verschrieen wird, war damals durchaus für das Neue aufgeschlossen.

Sehr früh wurde Mecklenburg in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges hineingezogen. Herzog Adolf Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin schloß sich König Christian IV. von Dänemark an. Statt Kaufleute und Gaukler zogen nun dänische Soldaten über die Grabower Landstraße nach Süden. Zwar benahmen sie sich noch einigermaßen diszipliniert, doch mußten sie verpflegt werden, und auch Dambeck mußte Eier



Federzeichnung: O. Warnke, Dambeck

Der letzte „Strohkatzen“ in Dambeck

und Butter, Speck und Schinken, Getreide und Vieh beisteuern. Vielleicht hat auch der glaubenseifrige Pastor Gregorius Jonas (1618—1630) manchen Dambecker Bauernsohn veranlaßt, mit den Dänen zu ziehen und die bunte Tracht der Landsknechte anzulegen. Doch sehr bald fluteten die Dänen flüchtend zurück. Und jetzt fragten sie nicht mehr, sondern nahmen, was sie erwischen und fortschleppen konnten. Die Dambecker mußten sich murrend manchen Übergriff gefallen lassen.

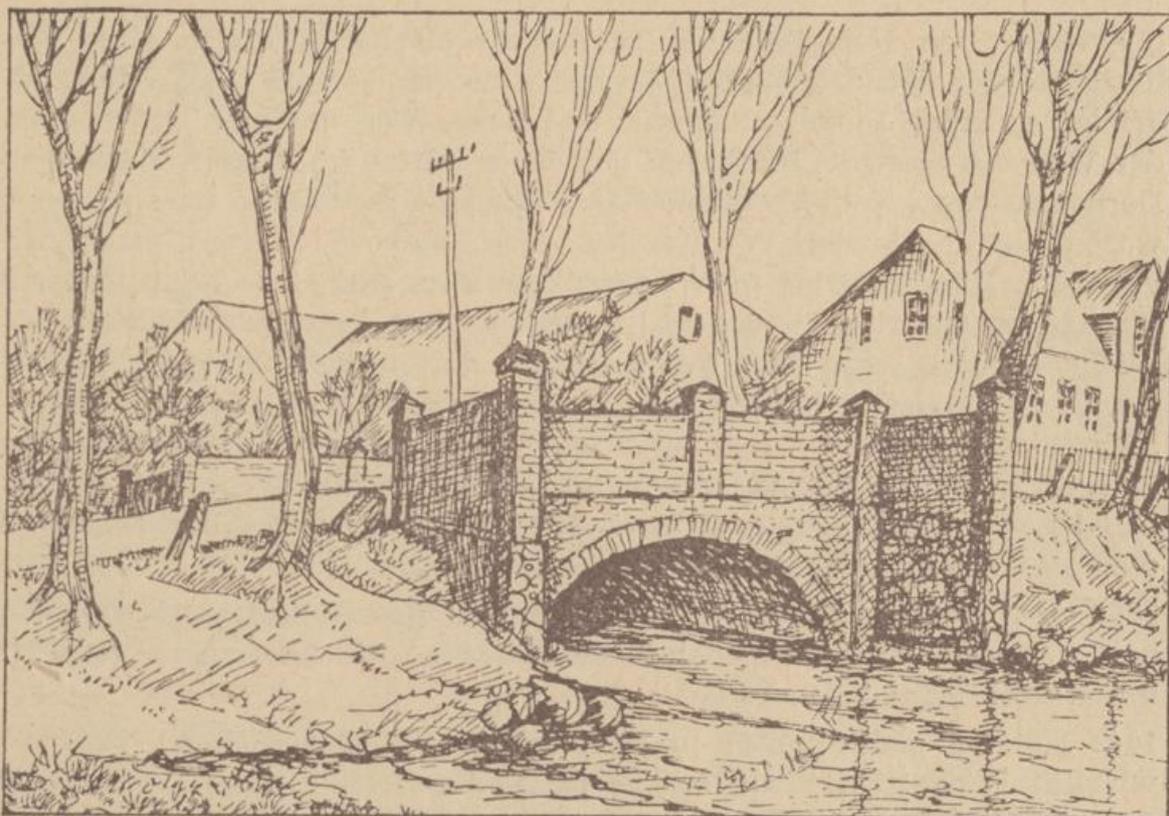
Das waren harte Zeiten für Dambeck, aber auch für den Junker Hans von Rohr auf Burg Neuhause n. Er war pleite! Seine Kreditgeber verkauften 1626 seine Dörfer Dambeck, Balow, Klüß, Brunow, Platschow, Drefahl, Ziegendorf, Pampin und Slate für 18 500 Goldgulden an Joachim von Winterfeld. Dieser wird kaum viel Freude an seinem riesigen Grundbesitz gehabt haben, denn in den folgenden Jahren spielte sich der Krieg in Mecklenburg ab. Dabei hatte unser Gebiet, der Südwesten, besonders stark zu leiden. — Tilly und Wallenstein trieben die Dänen vor sich her und rückten mit ihren bunt zusammengewürfelten Heeren in Mecklenburg ein, um die Herzöge mit Gewalt zum Gehorsam gegen Papst, Kaiser und Reich zu zwingen. „Der Krieg muß den Krieg ernähren“, pflegte Wallenstein zu

sagen und erlaubte seinen Söldnern das Plündern. Schlimmer aber als die Soldaten war allerlei abenteuerlustiges Gesindel, das den Heeren wie die Schakale folgte, die Dörfer beiderseits der Straßen überfiel und Krieg auf eigne Faust führte. Auch Dambeck spürte nun die Greuel des Krieges. Das Vieh wurde von den Weiden fortgetrieben oder abgestochen, Bauern auf den Feldern erschlagen oder bei den Plünderungen ermordet, und die ersten Häuser gingen in Flammen auf. Dabei wurden die Abgaben immer drückender; denn seit 1628 residierte Wallenstein in Güstrow als Herzog von Mecklenburg mit ungeheurer Pracht und fürstlichem Gefolge. Monatlich wurden 90 000 Gulden aus den Bauern herausgepreßt. Auch Dambeck seufzte schwer unter dieser Last. Zwar wurde Wallenstein 1630 abgesetzt, doch die kaiserlichen Söldner blieben. Kurz darauf landete der Schwedenkönig auf Usedom. 1631 fiel Tilly abermals in Mecklenburg ein und zerstörte Neubrandenburg. So lagen gleichzeitig drei gewaltige Heere im Land, und der geplagte Bauer mußte sie ernähren, obwohl er selber kaum noch zu essen hatte. Alle drei Heere wälzten sich nun von der Küste durchs ganze Land über Magdeburg und Leipzig nach Böhmen und Süddeutschland.

Die mecklenburgischen Herzöge kehrten zurück. Ein Aufatmen ging auch durch die schwer mitgenommene Gemeinde Dambeck. Schwer mitgenommen war auch die Kasse des Joachim von Winterfeld. Darum verkaufte er 1632 dem Herzog Adolph Friedrich von seinem Besitz den Anteil, der durch Verheiratung mit Dorothea von Rohr an Ludolf von Schwerin gekommen war. — Von 1633 bis 1645 war Pastor Friedrich Wacker in Dambeck bemüht, die durch die Kriegsjahre verwilderten Sitten wieder in geregelte Bahnen zu lenken. Die Bauern bestellten wieder ihre Felder und richteten niedergebrannte Gehöfte wieder auf. Trotzdem war es auf der Grabower Landstraße keineswegs geheuer; allerlei Gesindel führte einen Kleinkrieg weiter.

1635 schlossen die Herzöge mit dem Kaiser Frieden. Sie behielten ihre Länder und Religionsfreiheit. Offiziell war damit der Krieg für Mecklenburg vorbei. In Wirklichkeit jedoch kamen nun erst die schrecklichsten Jahre. Auch die Gemeinde Dambeck sollte das bald spüren.

Die letzten 13 Kriegsjahre brachten ein allgemeines Durcheinander. Keiner konnte mehr Freund oder Feind unterscheiden. Mit am schlimmsten wüteten die Schweden, aber auch die Kaiserlichen standen ihnen an Wildheit und Grausamkeit kaum nach. Am härtesten waren die Jahre 1637—1638. Die Kaiserlichen drängten die Schweden wieder durch unser Gebiet bis Wismar zurück und behandelten Mecklenburg als erobertes Land. Städte und Dörfer gingen in Flammen auf und wurden dem Erdboden gleich gemacht. Die Bewohner hatten Unmenschliches zu erdulden. Dann trieben die Schweden wieder die Kaiserlichen nach Süden und wüteten noch schlimmer als diese. Auch Dambeck blieb nicht verschont. Tag und Nacht waren Wachen auf dem Kirchturm und im Gestrüpp verborgen aufgestellt



Federzeichnung: O. Warnke, Dambeck

Brücke über die Baeke

und beobachteten die Rauch- und Brandsäulen am Horizont und meldeten das Herannahen von Söldnertrupps. Dann läuteten die Sturmglocken im Dorf. Gegen kleinere Horden setzten sich die Dambecker mit Dreschflegeln, Forken, Sensen, Beilen und auch Schußwaffen zur Wehr. Schlimm war es für die kleine Köhlersiedlung Rosenwinkel an der Grenze zwischen Balow und Brunow. Auf einer Anhöhe in der Nähe hatte man eine „Schwedenschanze“ errichtet. Hierher flüchtete man und versuchte, sich zu verteidigen. Die Siedlung wurde in diesen Jahren niedergebrannt und ist vom Erdboden verschwunden. Keiner baute sie wieder auf. Und was wurde aus den Bewohnern? Konnten sie sich retten? Wurden sie niedergestochen? — Keiner weiß es. — — — Gegen größere Trupps, besonders gegen Reiterei, waren auch die Dambecker machtlos. Beim Ruf „Die Schweden kommen!“ kletterten gute Schützen mit ihren Feuerwaffen in den wehrhaften Kirchturm, wo Brot, Speck und Wasser für Wochen lagerten. Von hieraus konnten sie beobachten, wie die Reiter in die Häuser drangen, sie durchwühlten und in Brand setzten. Durch Fenster und Schießscharten im Turm konnten sie manchen dieser fremden Räuber abschießen. — Frauen, Kinder und Greise aber waren in Sicherheit. Beim ersten Alarm waren sie mit den

allerwichtigsten Habseligkeiten zum Burgwall geeilt, einem alten Zufluchtsort der Wenden an der Grenze zwischen Stresow und Balow im Winkel zwischen Darnitz, Löcknitz und Beke. Hier war man sicher; denn der Wall lag versteckt im Sumpf und Moor mitten im dichten Erlen- und Dornengestrüpp. Kein Feind fand die wenigen passierbaren Zugänge. Hier waren auch die letzten Vorräte, das letzte Saatkorn und das letzte Vieh versteckt. Manchmal lag man wochenlang hier. Auch hier lagen dauernd Wachen im Gestrüpp, und notfalls griffen selbst Frauen und Kinder zur Waffe. — Doch wehe dem Unglücklichen, der in die Hände der Söldner fiel. In teuflischer Weise wurde er zu Tode gemartert. Berüchtigt war der „Schwedentrunk“, ein Kübel garstiger Jauche, die man dem Opfer in den Leib schüttete. Kein Bauer traute sich mehr aufs Feld. So gesellte sich zu den Kriegsgreueln bald eine unvorstellbare Hungersnot. Seuchen waren die Folge. Die Menschen starben wie die Fliegen.

1643—1645 zogen sich die Schweden durch Mecklenburg nach Holstein zurück. Die Kaiserlichen folgten ihnen auf dem Fuße. Abermals begann für unser Gebiet eine Schreckenszeit.

1648 läuteten endlich auch in Dambeck die Friedensglocken. Nun war wirklich Friede! Doch wie sah es in Dambeck aus? Über Rosenwinkel wucherte Unkraut und Gestrüpp. Die Felder waren seit Jahren nicht mehr bestellt und lagen verwüstet da. Über die Hälfte aller Häuser lagen in Schutt und Asche. Zwischen den Trümmern hausten die wenigen Menschen, die Krieg, Hunger und Pest verschont hatten. Überall Hunger, Krankheit und Elend, die Menschen in Lumpen gekleidet, ohne ärztliche Hilfe. Es fehlte an Zugvieh und Saatkorn, um die Äcker zu bestellen. Oft mußten die Bauern selbst den Pflug ziehen. In den Wäldern hausten Wölfe und zerrissen das letzte Vieh auf den Weiden. Räuber und Gesindel lagen an den Straßen im Hinterhalt und legten Handel und Verkehr noch jahrelang lahm. Nur zögernd gingen die Menschen wieder an die Arbeit. Ein toller Hexenglaube breitete sich aus. Noch heute soll es „hier und dort nicht geheuer gewesen sein“, und in Balow erinnert die „Hexenkuhle“ noch an diese Zeit. Der neue Pfarrer Joachim Warneke mag seine liebe Not gehabt haben mit seinen Dambeckern.

Fürst und Ritter jedoch wußten diese Zeit für sich zu nutzen. Sie machten den Bauern das Erbrecht an ihren Hufen streitig und schlugen den Acker zu ihrem Besitz; auch die brachliegenden Äcker, deren Besitzer umgekommen oder geflüchtet waren, eigneten sie sich an. So entstanden gerade in unserem Gebiet eine Menge von großen Rittergütern wie Dambeck, Werle, Balow, Zierzow, Kolbow, Möllenbeck, Karlshof, Dallmin, Karwe, Neuhausen, Stresow, Neese usw. Der Bauer jedoch wurde leibeigen. Er mußte den Krieg bezahlen, während Herzöge und Ritter sich noch über hundert Jahre um die Beute stritten, bis sie sich 1755 im Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich endlich einigten.

Geschichte des „Sandkruges“

Da, wo die Karthane sich auf 800 Meter der Elbe nähert, dann aber wieder abdreht, wo der Abzweig der Chaussee Wittenberge—Wilsnack bis unmittelbar an die Elbe heranstößt, liegt der Sandkrug. Die Bauern der nahegelegenen Elbdörfer trinken gern hier ihren Schoppen; zahlreiche Wittenberger Radfahrer und Wassersportler halten hier oft Rast. Unter hohen Linden duckt sich ein breites, weißgetünchtes Haus. Jetzt ein beliebter Ausflugsort, war es früher eine wichtige Fährre zur Altmark.

Am 11. September 1724 verkaufte der ehemalige Landrat Thomas Albrecht v. Bülow auf Quitzöbel dem Joachim Stendel aus Werder erb- und eigentümlich ein Wohnhaus „in den Belowschen Bergen am Elb Strom gelegen“, gibt ihm in Erbpacht die Gerechtigkeit, „mit die Kähne“ über den Elbstrom zu fahren und verleiht ihm den Krugschank, „Bier und Branntwein zu verkaufen.“ Der Pächter „gelobet“, dafür alle Jahre „in termino Martini“ dreizehn Taler Pacht zu zahlen. Für das Wohnhaus samt einem Platz zu „zween Scheffeln Aussaat als Kohlgarten“ und der dauernden Genehmigung, vier Kühe, sechs Schweine und Gänse „auff die Weide daselbsten zu halten“, zahlt Joachim Stendel dem Verkäufer die Summe von fünfzig Talern, sobald ihm das Haus in fertigem Zustande (schlüssselfertig) „geliefert und angewiesen wird.“ Stendel war ein vorsichtiger Mann. Er wirkte, daß im Kaufvertrage der Verkäufer die Verpflichtung übernahm, den „Belowschen Bauern“ das Übersetzen fremden Viehes und fremder Güter energisch zu verbieten. Beim Sandkrug befindet sich eine waldfreie, ebene Stelle, an der das in der Lübener Heide geschlagene Holz zu Flößen zusammengestellt und abgefloßt wurde. Dem wurde im Kaufvertrag insofern Rechnung getragen, als es im Kaufvertrag heißt, Herr Raue zu Oevelgünne (frühere Försterei in der Nähe von Klein-Lüben) „genießet die freie Ablage mit seinem Holtze, so lange er da handelt.“

Der Fährbetrieb lohnte sich, da die Fähre die einzige zwischen Quitzöbel und Wittenberge war. Pünktlich konnte in jedem Jahre der Fährmann seine Pacht entrichten. Im Jahre 1744 richtete er ein Gesuch an das Pfarramt zu Rühstedt, in dem er „geziemend“ um die Vergünstigung bat, auf eigene Kosten für sich und seine Ehefrau einen Sitz in der Kirche erbauen zu lassen. Der Antrag wurde „concedieret“ (genehmigt), sofern Stendel für die Erlaubnis zehn Reichstaler entrichte. Er zahlte sie umgehend. Es muß ihm also gut gegangen sein. Fähre und Krug vererbten sich vom Vater auf den Sohn, den Enkel und Urenkel. Als Napoleon 1806—1807 das reak-

tionäre Preußen zertrümmerte, saß immer noch ein Stendel im Sandkrug. Für ihn kamen jetzt schlechte Zeiten. Im Frieden zu Tilsit ging Preußen aller seiner Gebiete westlich der Elbe verloren. Aus ihnen und mehreren Kleinstaaten bildete Napoleon das Königreich Westfalen. Den Königsthron bestieg Napoleons Bruder. Der Verkehr zwischen den beiden Ufern der Elbe ruhte fast gänzlich. Die Elbe war Grenzstrom zwischen Preußen und Frankreich geworden. Da waren die Stendels auf das angewiesen, was sie aus ihrem Kohlgarten herauswirtschafteten. Sechs Jahre mußten sie den Riemen enger schnallen.

Da kam das Jahr 1813. Überall im Volke regte sich der Wille zur Befreiung. Der König aber bremste. Endlich gelang es den deutschen Patrioten, ihn zur Kriegserklärung an Napoleon zu bewegen. „Der König kam, als alle, alle riefen“, muß es in Umkehrung des bekannten Spruches heißen. Preußische Freikorps (Dörnberg, Lützow), unterstützt von russischen Reitern, stießen tief in das westelbische Gebiet vor, mußten aber später der französischen Übermacht weichen. Der Schutz des Elbufers wurde dem Landsturm anvertraut, der aber diese Aufgabe mit ganz anderen Gefühlen übernahm als 1945 der Volkssturm. Dieser sollte Knechtschaft und Unfreiheit verteidigen, jener aber kämpfte für eine gute, gerechte Sache. Tagtäglich stand Stendel an der Elbe und spähte hinüber in die „feindliche“ Altmark. Da bemerkte er einmal im Werderholz uniformierte Menschen. Ihre Zahl nahm zu. Ständig strömten neue Soldaten aus der Richtung Scharpenlohe hinzu. Auch in Klein-Beuster sah er Kolonnen. Kähne lagen am Ufer, die vorher nicht da waren. Sollten die Franzosen den Versuch unternehmen, bei Sandkrug über die Elbe zu kommen? Stendel meldete seine Wahrnehmungen sofort dem Major v. Merklin, der den Wilsnacker Landsturm führte. Eilig schickte dieser einen Zug Landstürmer nach Sandkrug. Leutnant Meyenburg und Unteroffizier Büschow führten sie. In der Abenddämmerung wurden die Landstürmer am Elbufer hinter Weidenbüschen und Eichen verteilt. „Keiner schießt, damit der Feind nicht merkt, daß das Ufer besetzt ist.“ Alle folgten dem Befehl. Der Morgen kam. Da sahen die Landstürmer, daß das gegnerische Ufer dicht besetzt war. Hinter jedem Busch, jedem Baum lag oder stand einer. Aber auch die Feinde hatten den Wilsnacker Landsturm entdeckt. Ein wildes Geschieße begann. Hinter einem Weidenbusche kniete der biedere Wilsnacker Schmiedemeister Königsberg und lud gerade seinen Vorderlader. Da schlug dicht vor ihm eine Kugel ein und überschüttete ihn mit feuchtem Elbsand. In einer Mischung von Schreck, Wut und Aufregung lud Königsberg sein Gewehr noch einmal, stampfte die Ladung fest, vergaß aber, den Ladestock herauszuziehen. Bauz, sausten Ladestock und Kugeln über die Elbe. Königsberg aber wurde durch den Rückschlag der doppelten Pulverladung umgeworfen und rieb sich stöhnend seinen verlängerten Rücken und das Schlüsselbein. In der Nacht, nachdem das Geschieße verstummt war, ru-

derte Stendel vorsichtig über die Elbe. Aber kein Feind war mehr zu beobachten. Im Morgengrauen setzte der Landsturm über zum anderen Ufer. Unbeschossen kamen sie drüben an. Tatsächlich, alle Postierungen waren unbesetzt, die Stellung war geräumt worden. Doch etwas fanden sie. Aus einem niedrigen Weidenbusch ragte der Ladestock ihres Kameraden Königsberg heraus. Vorsichtig durchquerten die Landstürmer das Werderholz. Bis zum Dorfe Klein-Beuster fühlten sie sich vor. Freudig wurden sie von den Einwohnern begrüßt.

Diese erzählten ihnen, daß der Feind einen Soldaten mit schwerem Beckenschuß durch das Dorf getragen habe. Aber alle fremden Soldaten hätten das gleiche Deutsch gesprochen wie sie und ihre Wilsnacker Freunde. Deutsche Menschen hatten auf Angehörige ihres eigenen Volkes geschossen, weil der eine Teil westlich, der andere östlich orientiert war. Soll sich das in unseren Tagen wiederholen? Hoffen wir, daß es einer klugen Staatsführung gelingt, alle Hindernisse, die der deutschen Wiedervereinigung entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen.

Der Wiener Kongreß hatte die Verhältnisse Deutschlands neu geordnet. Die Elbe war nun nicht mehr Grenzstrom, sondern Verkehrsstraße. Preußen hob alle Binnenzölle auf. Die Fährgelühren wurden neu festgesetzt. Die Fährordnung für Sandkrug vom 3. November 1817 ist erhalten geblieben. Wenn man berücksichtigt, daß dreißig Jahre später die Arbeiter beim Bau des Elbdeiches bei zwölfstündiger Arbeitszeit einen T a g e l o h n



Zeichnung: Herbert Spurring, Groß-Linde

An der Baeke

von nur 1,15 Mark erhielten, so waren die Fährgelühren sehr hoch. Es waren zu zahlen:

für eine Person	6 Pfennige
für einen Packträger (der mit Butter, Eiern, Geflügel zum Markt wollte)	1 Groschen = 12 Pfennige
für ein Pferd, ein Haupt Rindvieh	2 Groschen
für einen schwer beladenen zweispännigen Wagen	9 Groschen
für einen leicht beladenen zweispännigen Wagen	6 Groschen
für einen schwer beladenen vierspännigen Wagen	12 Groschen = 1 Mark
für einen leicht beladenen vierspännigen Wagen	8 Groschen

Bei „großem“ Wasser oder bei Eistreiben konnte der Fährmann die Gelühren verdoppeln. Ihm wurde zur Pflicht gemacht, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang an der Fähre anwesend zu sein, die Kundschaft nicht länger als eine Stunde warten zu lassen und sie mit Bescheidenheit zu behandeln.

Nach den Freiheitskriegen blühte also das Geschäft der Fährmänner wieder. Wenn Markttag in Stendal, Salzwedel oder Magdeburg waren, konnte Stendal mit seinen Leuten die Arbeit kaum bewältigen. Alle Stallungen standen voll Vieh. An den Bäumen war es angebunden und wartete darauf, übergesetzt zu werden. Vor den Markttagen soll Stendal täglich mehr als 400 Kühe und ihre Begleiter übergesetzt haben. Seine große Fähre soll so groß gewesen sein, daß er jedesmal 32 Kühe über die Elbe fuhr. Anfangs der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ging der Sandkrug in andere Hände über. Der neue Besitzer konnte infolge seiner hohen Einnahmen bald die um Sandkrug liegenden Äcker aufkaufen. Zum Fährbetrieb, dem Ausschank kam noch eine größere Landwirtschaft.

Die Verhältnisse änderten sich aber nach dem Bau der Berlin-Hamburger Bahn (1846) und Wittenberge-Magdeburger Bahn. Jetzt brauchten die Bauern nicht mehr tagelang zum Marktort zu treiben; denn alle Elbdörfer lagen nicht weit von der Bahnstrecke. Der Viehtransport mit der Bahn gestaltete sich weitaus schneller und war viel billiger. Ruhig und still wurde es jetzt an der Fährstelle Sandkrug. Nur zur Zeit der Heuernte, wenn die Bauern ihr Heu vom anderen Elbufer holen wollten, war noch etwas Betrieb. Bei einer Überprüfung der großen Fähre wurde festgestellt, daß sie sehr alt und nicht mehr betriebssicher war. Den Preis von mehr als 4000 Mark konnte oder wollte der damalige Besitzer Korth nicht ausgeben. Er gab die Fährkonzession ab und beschränkte sich nur auf die Land- und Gastwirtschaft.

Ländliche Stille und idyllische Ruhe lagern heute über dem Sandkrug. Rauchend stampfen lange Schleppzüge an ihm vorüber. Moderne Motor-kähne tückern in schneller Fahrt vorbei. Nie mehr aber ertönt vom jenseitigen Ufer das „Holüber“ derer, die übergesetzt werden wollen.



Eine Plauderei um das Prignitzer Nationalgericht

Jüngst standen wir im Perleberger Schlachthof vor einer Häufung unverdaulicher Dinge, die aus dem Magen einer sonst absolut gesunden und wohlgenährten Kuh, die auch keinerlei Verdauungsbeschwerden gezeigt hatte, gekommen waren: mehrere Drahtnägeln, verbogene Drahtenden, eine Haarnadel, zwei Hufnägeln, einige Eisen- und Steinstücke, eine große und sehr spitze Drahtkrampe, eine sechskantige Mutter, die sogar auf die Krampe hinaufgeschlüpft war. Auf unsere Verwunderung über die Robustheit dieses Kuhmagens sagte einer der Betrachter: „Ich glaube, das Zeug liegt auch nicht schwerer im Magen als euer saurer Hansen!“

Da der Mann, der diese Äußerung tat, zwar ein bereits naturalisierter, aber eben doch kein eingeborener Prignitzer war, wurde ihm diese Kränkung unseres heimatlichen „Nationalgerichts“ verziehen. Sie mag jedoch Anlaß sein, den guten „sauren Hansen“ einmal gebührend zu würdigen und ihn in sein Ehrenrecht zu setzen.

Wo der saure Hansen seinen Namen her hat, ist schwer zu klären. Im Volksmund haben sich für manche Gerichte, die sich einer besonderen Beliebtheit erfreuen, Bezeichnungen eingebürgert, die sich an einen irgendwie populären Vornamen halten, so z. B. der „Pumpnickel“ (nach dem westfälischen Nikolaus) oder „Strammer Max“ (die dicken Berliner Bouletten) und so vielleicht unser prignitzer „Saurer Hans“. In der heimatlichen Mundart nennen wir ihn für gewöhnlich „Surnknieper“, gelegentlich auch wohl „Knieperkohl“. Der letztere Name verrät, daß es sich um ein Kohlgericht handelt. Dieses ist, was die ihm nachgesagte Schwerverdaulichkeit anbelangt, nicht zu verwechseln mit dem sogenannten „Drahtverhau“, der im wesentlichen auch aus Kohl bestand, und der wohl aus dem ersten Weltkrieg noch bekannt ist. Dieser klappernde, gedörrte Kohl war wohl eher mit dem oben erwähnten Menü unserer biedereren Kuh zu vergleichen. Er war von den Frontsoldaten mehr gefürchtet als sein Namensgeber oder

als ein mittelmäßiges Trommelfeuer. Unser bodenständiges Kohlgericht ist, wie sein Name aussagt, kein Dörr-, sondern ein Sauerkohl. Dabei ist er wieder nicht zu verwechseln mit dem landläufigen Magdeburger Sauerkraut, das zwar seinen typischen Geschmack auch durch den Prozeß des Einsäuerns bekommt, dessen Farbe, Zusammensetzung und Werdegang aber doch ganz anders sind, als die unseres Surnkniepers. Der hellfarbige Magdeburger besteht aus geschnitzeltem Weißkohl und wird roh eingestampft, der dunklere Prignitzer aber verwendet die grünbraunen Blätter des Stangen- oder Braunkohls und kommt in gekochtem Zustand in die Stampffässer. Diesen Stangenkohl bezeichnet man oft auch mit dem Wort „Viehkohl“, und dieses Wort ist es, das manchmal allein schon genügt, um bei dem Unkundigen und Voreingenommenen ein Gefühl der Ablehnung auszulösen. Diese vergessen dabei aber ganz, daß es sich hier nicht um den ebenfalls hochstangigen grünen Markstammkohl handelt, der nur Futterzwecken dient, sondern um den schlankeren, im Stiel und in den Blättern viel feiner aufgebauten und in der Farbe wesentlich dunkler getönten Halbbruder, eben dem „Brunkohl“. Dieser Braunkohl wird deswegen oft mit dem Beinamen „Viehkohl“ bedacht, weil er ebenso wie der Markstammkohl den Sommer über im Stiel abgeblattet wird, d. h., seine Blätter werden von unten her fortgesetzt entfernt und an Schweine, Enten, Hühner und Kaninchen verfüttert. Im Herbst steht dann schließlich auf hohem nackten Stiel ein Wedel jüngerer, zarter Blätter da. Diese sind für den Surnknieper bestimmt. Diese Blätter des Braunkohls haben einen etwas strengen, bitterherben Geschmack, und dieser Geschmack ist es, der unserm Nationalgericht die Note gibt.

Wenn im Herbst die Nächte lang und kalt und die Gärten leer geworden sind, dann steht, oftmals in Eis und Schnee, unser Braunkohl immer noch draußen. Eines Tages aber ist es dann so weit, und die prignitzer Hausfrau, vornehmlich die Bäuerin, beginnt mit dem „Kohlinmoken“. Der Stangenkohl wird geerntet, die Blätter werden gepflückt, sortiert.

„Denn geht't mit Woder, Metz un Für
un Stampisen öwer den Brunkohl her“,

wie's in einem prignitzer „Knieper-Epos“ heißt. Die Kohlhobel raspelt danach aus den festen, runden Köpfen des Weißkohls ungefähr die doppelte Menge „Wittkohl“ dazu. Beide Farbschläge werden gut gemengt und im großen Kessel gar gekocht. Eine geräumige, schräg gestellte Holzbütte nimmt den garen Kohl auf. Das Bodenloch ist geöffnet, so daß das Kohlwasser abfließen kann. Es wird beim Anrühren des Schweinefutters verwendet. Sobald der Kohl genügend trocken ist, beginnt das Einstampfen. In jedem alten prignitzer Haushalt steht so ein „Surnknieperfatt“. Eine Schicht wird fest eingestampft, eine Handvoll Salz kommt hinauf, sorgfältig-

tig verteilt, ein paar Weinreben werden dazu getan, und schon folgt die nächste Schicht. Wenn der gesamte zubereitete Kohl dann ganz fest und schichtenweise im Faß untergebracht ist, deckt ein sauberes Leinentuch das Ganze ab. Einige paßrecht geschnittene Bretter kommen auf das derbe Leinen, und ein paar gewichtige Feldsteine obendrauf pressen und geben den steten Druck nach unten.

Die Arbeit der Hausfrau ist getan. Jetzt, unter fast völligem Luftabschluß, beginnt der Prozeß des Säuerns. Steht das Kohlfäß in der Nähe des wärmenden und anregenden Ofens, ist der saure Hansen in vier Wochen fertig. Sonst muß man einige Wochen zugeben. Es tut sich hier dasselbe wie im luftabgeschlossenen Futtersilo des Bauern, wo die chemischen Vorgänge bei Erhaltung aller Nährwerte eine solche Umwandlung und stoffliche Veränderung der Materie herbeiführen, daß keinerlei Fäulnispilze sich entwickeln können, und daß dann später schon beim Öffnen des Silos oder auch unseres Sauerkrautfasses der Duft so herzhaft und säuerlich in die Nase steigt, daß sowohl das Rindvieh gierig die Zunge nach dem Rauhfutter streckt, als auch der Prignitzer, wenn ihn die Witterung des Surnkniepers anweht, in Vorfreude Geschmacksfäden zieht.

Er kann also auf den Tisch kommen! Gut ist's, wenn's dazu draußen recht kalt ist. Je mehr Kältegrade das Thermometer anzeigt, und je mehr der Mensch draußen in frischer Winterluft harte körperliche Arbeit hat, desto besser mundet der Knieperkohl. Für Stubenhocker und Büromenschen ist er wohl nichts. Wenigstens nicht für die Dauer. Auch für Menschen, die keinen prignitzer Magen haben, taugt er kaum. Nicht, daß unser Magen ein anderer wäre als der der übrigen Menschen, aber man muß an den Knieper gewöhnt sein von jung auf, mit dem Magen und auch mit der Zunge. Dann allerdings ist er die Krönung der heimatlichen winterlichen Speisekarte.

Doch noch eins ist nötig: Erst im rechten Zusammenklang mit dem Schweinernen gibt's Wohlgeschmack und Kraft! Unser schon erwähntes Epos sagt dazu:

Großmudder het en ganz urold Rezept,
woans de Knieper ehr am besten schmeckt.
„Kokst du dän Kohl“, ha Mudder to ehr seggt,
„und swiensch häst du em to Für nich bröcht,
ok het de Söög dor nich in wöhlt,
denn glöw, det beste an den Knieper fehlt!“

Eine ordentliche Portion Schweinebacke muß also mit in den Kohl hinein. Es kann auch gutes fettes und doch etwas durchwachsenes Bauchfleisch aus dem Pökelfaß sein oder aber auch ein dickes Eisbein. Am vorteilhaftesten ist das Verhältnis 1:1. Ein Pfund also aus dem Knieper — und ein Kilo aus dem Pökelfaß! Und noch eins ist ganz wesentlich. Die erfahrene Haus-

frau richtet den Surnknieper, den es in den harten Wintermonaten an jedem zweiten Tag gibt, nicht erst kurz vor der Mahlzeit an. Sie stellt ihn, oft unter Hinzutun einer Handvoll Hafergrütze, rechtzeitig auf das Feuer, oder aber, was noch besser ist, in die heiße Ofenröhre. Sie vergißt dabei nicht, ein paar Scheiben Speck zuunterst in die Schüssel oder in den Schmortiegel zu tun, denn fett muß der Kohl sein. Hier auf der heißen Platte in der Röhre brutzelt nun unser Knieper stillvergnügt vor sich hin. Er durchzieht mit seinem Duft den Raum, und wenn's an die Mittagszeit geht, ist er ganz von Fett und Wohlgeschmack durchsaftet. Ja, es schadet gar nichts, wenn er dann unten ein ganz wenig angebraten ist. Das erhöht seinen Geschmack, genauso, wie das ja auch bei unserm anderen Prignitzer Wintergericht, der „losen Wurst“, der Fall ist.

Es ist Mittag. Meist ist das in unseren alten Prignitzdörfern um 11 Uhr der Fall. Die Männer stapfen in die Stube, die Frauen tragen auf und rücken zurecht, die Kinder kommen laut und hungrig von der Schule. Alles sammelt sich an dem langen Tisch und nimmt den gewohnten Platz ein. Jetzt geht Mutter an die Röhre, nimmt ihre beiden Schürzenzipfel hoch und langt damit in das heiße Ofenloch, um mit Schürze und Händen fast liebevoll die dampfende und glühheiße Knieperschüssel zu umfassen und herauszuholen. Sie stellt sie mitten auf den Tisch. Vater öffnet vorsorglich den obersten Hosenhaken, alles greift zum Geschirr, und nun geht's los!

Wie man ihn ißt? Nur ganz heiß und nur mit Pellkartoffeln! Man hat einen tiefbauchigen Teller vor sich. Ein Dutzend der gut gedämpften und leicht geplatzen Pelltüffel, im Vorgenuß von jedem selbst bedächtig von der Hülle befreit, türmt sich bald in ihm. Dann schiebt man den Teller ran an die Knieperschüssel und deckt alles sorgfältig mit dem dampfenden Kohl zu. Zur Krönung dieses gewaltigen Hügels kommt dann, mit gutem Blick herausgeangelt aus dem Knieper, eine gewichtige Portion der fettglänzenden Zugabe des edlen Borstenviehs obenhinauf. So! Das Ganze holt man sich dann wieder mundgerecht vor den Bauch, schöpft noch mal tief Luft — und das Einfahren beginnt!

Es ist eine fast andächtige Stille um den Tisch. Nur dann und wann stöhnt einer vor Wohlbehagen. Die Bäuche runden, die Weste strammt sich. Sie sitzt bald ganz prall. Vater rülpst satt und zufrieden. „Jung“, sagt er, „giw mi mol den Schluckbuddel her!“ Er füllt sein „Halfpund“-Glas. Auch was sonst noch an Mannslüd am Tische sitzt, gießt einen großen Klaren nach. Das mag der Knieper gern. Satt, richtig rundherum satt, geht man nach einer Weile genießenden Wohlbehagens vom Tisch. Mutter räumt ab.

Diese mittägliche Füllung des Pansens mit unserm Knieper gibt die erforderlichen Energien für die weitere Tagesarbeit. Er gibt die Kraft, auch den festgetrampeltsten und gefülltsten Rinderstall zu leeren, oder wie unser Epos sagt:

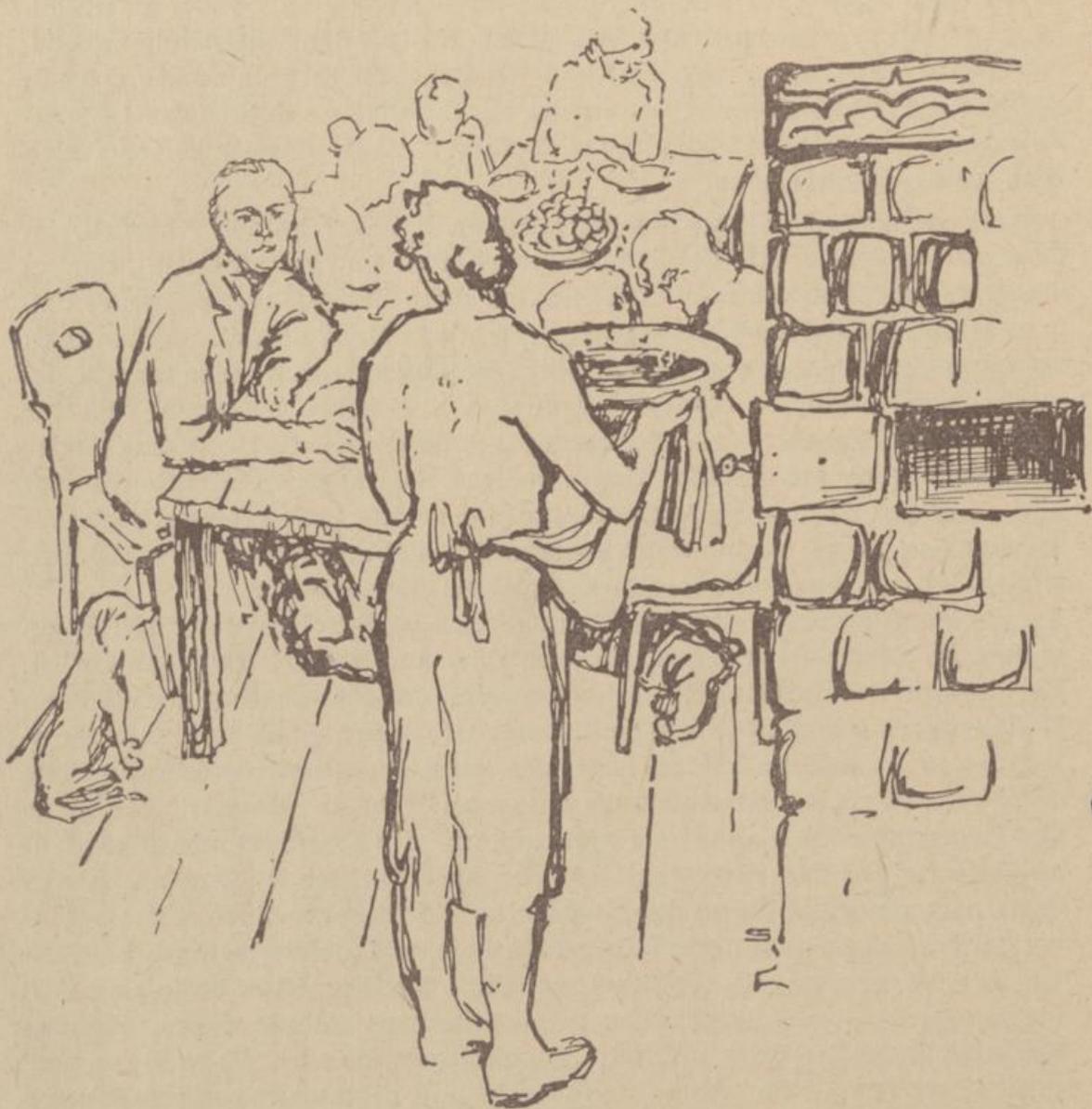
„He helpt bie't Schopmess utbrennen.“

Er gibt auch die nötigen Kalorien, um beim Dungstreuen draußen beim härtesten Ostwind erwärmt zu bleiben. Zwar haben diejenigen, die von unserm Surnknieper nichts wissen wollen, schon etwas recht, wenn sie meinen, er blähe stark. Aber was schadet das schon! Draußen ist soviel Platz. Und unserm guten Prignitzer geht's ebenso wie dem derben bayrischen Bauern, den der Arzt fragte, ob er unter Blähungen zu leiden habe. Dessen verwunderte Antwort war: „Leiden? Dös g'freit mi!“ Diese naturhafte Lebensauffassung ist nun eben eine Voraussetzung für den rechten Genuß des Knieperkohls. Denn nicht umsonst steht das Wort „Knieper“ in seinem Namen. So ein bißchen Bauchkneifen mit seinen Auswirkungen gehört also schon dazu. Fataler wirkt sich das nur dann aus, wenn unsere Jungen und Mädels nach halbstündiger Mittagspause mit straff gefülltem Bauch wieder in den niedrigen Klassenraum der alten Dorfschule zurückkehren. Dann ist die zweite Halbzeit für den Lehrer kein reiner Genuß! Der Knieper rumort, und die schon im Kindesalter an naturhafte Lebensweise gewöhnte Jugend läßt ihren Gefühlen noch unbeschwerter freien Lauf als die Erwachsenen.

Doch das macht der Sympathie für unseren Knieper keinen Abbruch. Im Gegenteil, er hat soviel köstliche Eigenschaften und mundet dem, der an ihn gewöhnt ist und die nötigen Zutaten dazu hat, so hervorragend, daß man solche kleinen Schönheitsfehler gern mit in Kauf nimmt. Stecken doch neben den materiellen und kulinarischen Vorzügen auch noch so mancherlei ideelle Werte in ihm. Manche Briefe aus der Ferne beweisen, daß für einen alten Prignitzer der Surnknieper Inbegriff und Höhepunkt aller Heimatsehnsucht sein kann. Und über nahezu magische Kräfte verfügt unser Knieper. Er vermag Aufschlüsse zur charakterlichen Bewertung eines Menschen zu geben, und er kann sogar schicksalsbestimmend für ein ganzes menschliches Leben werden. Ein Beispiel sei hier erwähnt.

Am Ende des ersten Weltkrieges kam ein junger Schulamtskandidat in ein großes prignitzer Bauerndorf, um sich dort zur Bewerbung vorzustellen. Er ging zum Schulvorsteher. Dort saß man in der Bauernstube gerade beim Mittagessen rund um den großen Tisch. Auf diesem stand natürlich Surnknieper und was dazu gehört. Nach der Vorstellung und Begrüßung sagte der Hausvater: „Na, denn setten's sick man 'n beten mit ran!“ Mit Rede und Gegenrede war es eine gute Mahlzeit, und der Kandidat, von jugendauf an ihn gewöhnt, tat auch dem Knieper die gebührende Ehre an. Als er dann nach ein paar Tagen die einstimmig beschlossene Zusage des Schulvorstandes erhielt und daraufhin sein Amt antrat, erfuhr er auch bald die Ursache dieser sonst seltenen Einstimmigkeit. Der Vorsteher hatte als sofort überzeugendes und durchschlagendes Argument seiner fürsprechenden Stellungnahme ins Feld geführt: „Surnknieper mag he. So wäd he woll to uns passen!“ — So war es denn auch, und diese Surnknieper-Freundschaft verband durch Jahrzehnte dann Lehrer und Gemeinde.

Selbst das Höchste und Beglückendste im menschlichen Leben zu erwecken, ist unserm prignitzer Knieper möglich. Er strahlt soviel Wärme und Glut aus, daß durch ihn auch das Herz schneller schlägt und die Liebe in seinem Gefolge daherwandelt. Über die dampfende Schüssel des gemeinsamen heimatlichen Gerichtes hinweg, die sie dem Gast darreichte, hatten sich damals auch die Augen der Tochter des Hauses mit denen des jungen Lehrers getroffen, und der Knieperkohl bewies, daß er nicht nur ein nüchternes Nahrungsmittel ist, sondern daß er eben vermag, auch das Gefühl anzurühren. Er ließ eine Liebe zwischen diesen beiden jungen Menschen aufblühen, die für's Leben hielt.



Zeichnung: H. Seiler

Ist es da ein Wunder, wenn unser braver Knieper auch in die Dichtung einging? Lyrisch und episch hat man ihn besungen, wie wir schon im Vorstehenden sahen, und ihn dadurch mit einem stillen Glorienschein umgeben. Aber auch die Kunst der dramatischen Gestaltung verklärte ihn. Er ging über die Bretter, die die Welt bedeuten! Manche prignitzer Dorfbühne spielte den Vierakter, den unser prignitzer Bauern- und Heimatdichter Karl Fürböter um den Knieperkohl schrieb. Wie geht es da köstlich her im Für und Wider der Meinungen über ihn. Es gab bisher kein „Wider“, bis der neue Doktor aus dem Thüringischen mit seinem andersartigen Magen und mit seinen Reformideen in die stille, an Traditionen aller Art gebundene Prignitz kam. Der bisherige alte Arzt war mit Land und Leuten und ihren Gepflogenheiten vertraut gewesen. Der Großknecht Heinrich meinte von ihm: „He was en kloken Dokter. He räd'te plattdütsch mit de Lüd un säd immer, wenn he up sien Geschäft to spräken kem: In Härwst un in Frühjohr geht dat noch, öwer in Winter is nicks an die Bur'n to verdenen. Da schieten's sick all in sur'n Kohl gesund.“ Der neue aber aus Thüringen kannte das Nationalgericht nicht, und als er es kennenlernte, sagte er ihm einen harten Kampf an. Alles Übel käme von diesem verdammten Knieperkohl! Als Bur Jochen, der immer für gutes Essen, in seiner Behäbigkeit und starken Beleibtheit aber wenig für Bewegung war, ihn holen mußte, und ihm schilderte: „Un no dät Äten hew ick ümmer sön Upstöten un sön Druck vörn Mogen, grad so, as wenn ick mi upblost har“, da wettete der hitzige Doktor los gegen den Knieper. Oll Jochen aber verteidigte ihn: „Wenn dät kenen sur'n Knieper gew, bruck dät mienetwegen gor nich Winter wär'n“. Doch der Doktor blieb hart, verschrieb leichte Mehlsuppen und verbot strickte sauern Kohl und Pritzwalker Korn. „Wat? Mehlsuppen? Un kenen suern Knieper mehr? Un kenen Schluck nich? Dät öwerlew ick nich!“ Doch in all den Konflikten, die der Steffenshagener Bauerdichter in seinem Volksstück häuft, triumphiert letztlich doch der Surnknieper! Als am Schluß der junge Doktor gar vom Saulus zum Paulus wird, und als mit Hilfe des Kniepers und der Liebe zwei junge Menschenpaare sich für den Weg zum Traualtare finden, da hat der Knieper auf der ganzen Linie gesiegt. Als man das Festmahl für das bevorstehende Doppelhochzeitsfest berät, da sagt unser trockener und lebenskluger Heinrich das Schlußwort. Mit diesem Wort mag auch unsere kleine Plauderei schließen, gewissermaßen als ein Kompliment, als eine Ehrung und zugleich auch als ein verpflichtendes Treuegelöbniß für unser kerniges, heimatliches Nationalgericht:

„Un mitten up den Brutdisch
kümmt en grot Schöttel Surnknieper!“

Ut Gefälligkeit

In Döörp Kötztlin von Öllersher
de Döörpstrot bäten dreckig wär.
Wull'n denn de Lüt' ut Borenthin
mol ielig röwer no Breddin,
denn ging's, wär vör den Dreck en bang,
ganz gern en Stück dem Bohndamm lang.

Up't Bohnstreck gohn, wär streng verbod'n.
Man durfte keinem dato rod'n.
De Landschandarm paßt bannig up,
doch merktens meist de hete Supp.
Wennt Schandarm luhrt, had' kenen Zweck,
denn löpens dörch den Strotendreck.

Oll Engel de war Bohnvorsteher.
De Bohnmeister seggt: Hör'n se mol her!
Un don's mi den Gefallen, Mann —
wer de Bohn läng's geiht, den zeigens an.
De Lümmels soll de Deiwel holn, —
de müdden all mol Strof betohn.

Oll Engel, hät't sick öwerlegt
un mökt sich glieks sin Plon torecht.
Als nu en kümmt, röpt he „Hol an!“
„Un kumm doch mol bät näher ran.
Du kannst mi mol'n Gefallen dohn
un kannst bi Möller Preuß rangohn.“

De Jung denkt, „Nu — kann'k daet woll dohn?“
un frögt: „Wat krieg' als Botenlohn?“
Oll Engel kümmt nu näher rann,
kickt sich den Bengel fründlich an
un seggt: „Mien Jung, di müt'k doch kenn —
Kannst mi nich mol die'n Nomen nenn?“

„Daet kann ick“, seggt de Jung geschwin,
„weil ick doch Adolf Lamprecht bin“.
„So — Lamprecht het's du“, grinst Oll Engel.
„Die schiet ick an, imfamter Bengel,
Un segg dien Vadder man Bescheid —
is rein bloß ut Gefälligkeit!“

Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge

Fortsetzung

1946 — Das Jahr mit größeren Leistungen

Der Winter war gelinde, so daß es zu keinen größeren Störungen im Eisenbahnbetrieb kam.

Freude und Ansporn gab der Belegschaft die erste Anerkennung durch die Reichsbahndirektion Schwerin. Das Anerkennungsschreiben hatte u. a. folgenden Inhalt:

Deutsche Reichsbahn
Reichsbahndirektion Schwerin
- L 1 Bla -

Schwerin, den 31. Januar 1946

An das
Bahnbetriebswerk Wittenberge
d. d. RAW Wittenberge

Der Unterzeichnete war am 29. d. Mts. im Bw Wittenberge und hatte hierbei Gelegenheit festzustellen, daß seitens der Dienststelle, der Betriebsvertretung und der gesamten Belegschaft Mustergültiges im Aufbau ihrer durch Feindeinwirkung erheblich beschädigten Dienststelle geleistet worden ist. Darüber hinaus besteht reger Fleiß, die Betriebslokomotiven trotz nicht vorhandener Putzerkolonnen, in guten Putzzustand durch das eigene Personal zu bringen.

Die Schuppenanlage ist trotz der Brikettasche sauber und gepflegt. Die Rohre der Lokomotiven sind gestoßen, die Fristarbeiten werden pünktlich ausgeführt.

Ein herrenloser Greiferkran von beachtlicher Leistung ist in wenigen Wochen einsatzbereit hergerichtet und wird beim Entladen eingehender Dienstkohlen gute Dienste leisten.

Generatorenholz wird in eigener Regie beschafft, gespalten, gesägt und zerkleinert. Es ist kein Dienstzweig, der nicht offensichtliche Hege und Pflege erkennen läßt.

All dies gibt uns Veranlassung, dem Dienststellenleiter, der Betriebsvertretung und der gesamten Belegschaft unseren Dank und Anerkennung auszusprechen. Die bisherige gute Arbeit gibt Gewähr, daß im gleichen Sinne wie bisher weiter gearbeitet wird.“

gez. Ehbrecht

Der geringe Personenverkehr spiegelte die Kriegsfolgen täglich wider. Die außerdem verspäteten Züge waren überfüllt. Das Mitfahren auf den Trittbrettern, Puffern, Dächern, in den Bremshäuschen und sogar auf den Tendern gehörten zum Bild des täglichen Reiseverkehrs.

Viele Menschen aus den Großstädten, die wegen Hunger manches Kleidungsstück, Wäsche, Teppiche, Porzellan usw. gegen Lebensmittel auf dem Lande eintauschten, büßten bei diesen Fahrten ihr Leben ein oder erlitten Brandschäden.

Ein großer Teil der Reisenden waren Schieber und Spekulanten, die die Not ausnutzten und verdienten.

Diebstähle am Beförderungsgut waren an der Tagesordnung. Schritt für Schritt setzte sich aber das Neue, der Fortschritt durch, und der Glaube an die Kraft der Arbeiterklasse wuchs.

Bei der Aufstellung der Betriebsgruppe der SED im Juni 1946 waren schon viele SED-Genossen im Werk. 82 Prozent der Beschäftigten waren gewerkschaftlich organisiert.

In Tag- und Nachteinsätzen waren die Wiederherstellungsarbeiten an der Elbbrücke so weit fortgeschritten und der erste Stahlbrückenzug eingeschoben, so daß ab 3. August 1946 die Elbbrücke wieder eingleisig befahrbar war. Nun war man die großen Sorgen um die Behelfsbrücke los.

Die Not war aber noch groß, es fehlte an den notwendigsten Ersatzteilen, Werkzeugen, und auch die tägliche Versorgung war unzureichend.

Es war im Oktober 1946. War da nicht der hundertjährige Geburtstag des Bahnhofs Wittenberge? Ja! Am 15. Oktober 1846 war der Bahnhof Wittenberge in Betrieb genommen. Wie sah aber der Erfolg der hundertjährigen kapitalistischen Wirtschaft aus?

Einem Bericht über den Zustand im Bahnbetriebswerk Wittenberge vom 3. Oktober 1946 ist folgendes entnommen: „Mangel an Lokheizer und Betriebsarbeiter. Wagenmeister fehlen.

Lokomotivbestand reicht nicht aus, muß um mindestens 6 Lokomotiven vermehrt werden.

Hoher Krankenstand in den Wintermonaten unvermeidlich. Mangel an Stehbolzen, Ersatzstücken und Werkstoffen. Großer Mangel an Werkzeugen, insbesondere Kesselwerkzeugen, Schweiß- und Schneidbrennern, Bohrer, Reibalen usw.

Bauliche Anlagen:

Schuppendächer sämtlich ohne Dachpappe. Zur Winterfestmachung 3800 m² erforderlich.

Ebenfalls 2200 kg Klebemasse, 180 kg Pappnägeln, 1900 kg Teer, 190 m² Drahtglas und 400 m² Fensterglas dringend erforderlich.

Mangel an Schutzkleidung und Holzschuhen. Unzureichende Zuteilung von Seife und Seifenpulver für die verschmutzten Arbeitsgruppen.

Winterschutzkleidung noch nicht geliefert. Reinigung der Schutzkleidung bei vertraglich verpflichteter Reinigungsfirma wegen Benzinmangels in Frage gestellt.“

Das war die Hinterlassenschaft des Monopolkapitalismus.

Ein trauriges Ergebnis!

War das Leben schon besser geworden?

Ja und nein! Bei den meisten Eisenbahnern fehlte noch die Einsicht, daß nur durch eigene Arbeit eine Besserung der Lebenslage erreicht werden konnte.

Zum Weihnachtstfest 1946 wurde erstmalig eine Weihnachtsfeier veranstaltet und den Kindern zum Teil selbstgefertigte Geschenke überreicht.

Auch die Jugend des Bahnbetriebswerkes besann sich, und die Kulturarbeit nahm ihren Anfang.

Daß die aufbauwilligen Eisenbahner, deren Zahl langsam und stetig wuchs, auch Erfolge erreicht hatten, darüber stand in dem angeführten Bericht folgendes:

„Im Werkstättenteil „Soll“ erfüllt.

Drehscheiben überholt und gestrichen. Kohlenkräne überholt und jeder Verkehrssteigerung gewachsen. Kompressoranlage überholt und ausreichend.

Elektrische Anlagen in Betrieb.

Greiferkran betriebsfähig. Störungen in der Be- und Entladung behoben.

Lokomotivschuppen gestrichen. Aufenthaltsräume der Beschäftigten gestrichen und sauber.

Wasch- und Umkleideräume in Ordnung.

Brause- und Zellenbäder in Benutzung.“

Mit den vorhandenen Lokomotiven wurden bis Ende 1946 1 956 438 km geleistet. Das war eine bedeutende Leistungssteigerung.

1947 — durch bessere Organisation zu besseren Leistungen

Mit 768 Beschäftigten, davon 31 Frauen, begann die Arbeit im Jahre 1947. Ein anhaltender kalter Winter begann schon im Dezember 1946, der die Leistungen im I. Quartal 1947 stark behinderte. Bis zum März hielt die starke Kälte an. Die fehlende Dachpappe auf den Schuppendächern wirkte sich in den Lokomotivschuppen ungünstig aus.

Eisbahnen gab es überall. Insbesondere im Lokomotivschuppen I wuchsen, wie in einer Tropfsteinhöhle, die Stalaktiten und die Stalagmiten stündlich.

Aber trotz dieser Hundekälte fiel keine Lokomotive wegen Frostschäden aus.

Ende März konnte man mit Goethe sprechen:

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden belebenden Blick.“

Nun setzte auch eine ununterbrochene Leistungssteigerung ein. Vom. Bahnbetriebswerk wurden folgende Strecken befahren:

1. Wittenberge — Neustadt/Dosse
2. Wittenberge — Neustrelitz
3. Wittenberge — Schwerin
4. Wittenberge — Büchen
5. Neustadt/Dosse — Pritzwalk

Die Strecken Wittenberge—Dömitz und Glöwen—Havelberg wurden im August 1947 demontiert.

Am 6. August 1947 wurde auch der zweite Stahlbrückenzug eingebaut. Aber erst im Jahre 1950 wurde der zweigleisige Betrieb über die Elbbrücke wieder aufgenommen.

Im Bedarfsfalle wurden auch die Schnell- und Personenzüge bis Berlin, Lehrter Bahnhof, bespannt.

Ab Juni 1947 wurde der Transitverkehr über Schwanheide in die englische Zone aufgenommen. Dieser Durchgangsverkehr diente vornehmlich dem Güterverkehr Tschechoslowakische Volksrepublik — Hamburg.

Die täglich zu befahrende Streckenlänge betrug 389 km. Auf diesen Strecken wurden im Laufe des Jahres 1 788 626 Lokomotivkilometer geleistet. Mit anderen Worten: Die geleisteten Lokomotivkilometer entsprachen einer Streckenlänge von 44 mal des Erdumfanges am Äquator.

Wurden im Januar pro km im Durchschnitt 375 t befördert, so waren es im Dezember durchschnittlich 508 t.

Und das Beachtliche an dieser Leistung war, daß man nur noch einen Betriebspark von 47 Lokomotiven hierfür brauchte. Diese Leistungssteigerung wurde durch guten Unterhaltungs- und Pflegezustand der Lokomotiven erreicht, wofür die planmäßige Besetzung der Lokomotiven die Voraussetzung war. Für diese guten Leistungen wurden im Laufe des Jahres 37 Lokomotiv-Brigaden prämiert.

Damals waren die Reichsbahnausbesserungswerke noch nicht in der Lage, die erforderlichen Ausbesserungen an den Lokomotiven auszuführen. Die Eisenbahner des Bahnbetriebswerkes Wittenberge sprangen ein und führten 19 L 2- und 4 L 3-Ausbesserungen durch.

Als es für die erste L 2-Ausbesserung 665,— DM und für die zweite 2190,— DM und für eine L 3-Ausbesserung sogar 4000,— DM Prämie gab, da gab es bei den Beteiligten auch freudige Gesichter.

An Arbeiterschwernissen fehlte es aber auch nicht! Werkzeuge, Ersatzteile, Werkstoffe, all das, was man für die Lokomotivreparatur brauchte, war knapp oder fehlte. Die Initiative der Werkstätten wurde aber auch täglich größer. Man fertigte selbst an, was man nicht geliefert bekam. Werkzeuge aller Art, Splinte, Schrauben, Muttern, Lukendichtungsringe usw. wurden täglich hergestellt und die Engpässe überbrückt. Für die Durchführung des Betriebs wurden 1947 insgesamt 97 582 t Steinkohle, Braunkohlenbriketts und Rohbraunkohle verbraucht. Zum Heranfahren dieser Brennstoffmengen waren 6200 Wagen erforderlich. Im täglichen Durchschnitt wurden 17 beladene Kohlenwagen gebraucht.

„Wer gut schmeert, der gut fährt“

An Treibstoff, Dieselöl, Petroleum, Achsöl, Heiß- und Naßdampföl, Motoren- und Kompressorenöl wurden insgesamt 200 112 kg verbraucht. Diese für den Bezirk erforderlichen Mengen waren oftmals schwer zu beschaffen, doch der Kollege August Hahn war Tag und Nacht auf den Beinen, und die Betriebe in der Stadt leisteten in Notfällen sozialistische Hilfe.

Die Beschaffung von Betriebsstoffen, wie Putzwolle, Scheuertüchern, Seifenpulver, Streichhölzern, Karbid usw., ließ zu wünschen übrig.

Der Mangel an Schutzkleidung war groß. Es konnte nur für schmutzigste Arbeiten Schutzkleidung ausgegeben werden.

In engster Zusammenarbeit mit allen Organisationen wurde jedoch die kostenlose Reinigung von 3047 Stück Schutzkleidung, wie Anzügen, Jacken, Hosen, Schutzkitteln usw., durchgeführt, um so die soziale Lage der Werktätigen zu verbessern.

In einer eingerichteten Nähstube wurden 230 Jacken und 230 Hosen kostenlos ausgebessert. Im Juli gelang es auch, eine Schuhmacherei einzurichten, die bis zum Jahreschluß 530 Paar Schuhe wiederherstellte.

Feinschnitt „Marke Siedlerstolz“

Wollte man nicht auf das Rauchen verzichten, dann mußte man selbst Tabak anbauen. In den Gärten, auf den Feldern, überall wuchs, blühte und gedieh der Tabak.

Damit die Beschäftigten nicht die Arbeitszeit zur Herstellung von Tabakschneidemaschinen benutzten, sie aber doch in den Genuß des feingeschnittenen Siedlerstolzes kamen, wurde im September eine elektrisch angetriebene Tabakschneidemaschine gebaut. Mit ihr konnte man schnell und mühelos den besten Feinschnitt herstellen, und es wurden im Laufe des Jahres 500 kg Tabak geschnitten.

Fortsetzung folgt

DE BOTTERHEX TO LENZEN

Sage der Prignitz'schen Elbniederung

Dat is nu schon lang her, dat mütt de Botterhex. Ick will dat mol kott vertell'n. In een eng'n Winkel in Lenzen steiht gliexen hinner de Dör, de bömelst Luk ha se upmoakt, Mudder Burmeesters ant Botterfatt. De Katt leeg ünner int Backlock von dän Schwiebog'n un schnurrt vör sick henn. Boam an'n Böen hüng'n de Schinken un de Wöst in Rook. De Sünn schien so heet, — un dät wär noch so bannig battig. De Aust wär verbie, de Heintotters kom schon tohop, un de Spreen treck'n oams schon in grot'n Hopn noat Elw in dänn Wienbusch. Mudder Burmeestersch löp de Schweet ümmer an dänn Liew lingerlang. Änner Wärer sall'd woll uk gäm, denn dät Rieten mök är hüt wärrer so malot. Un erst de Botter, de will un will nich wärn. Se schleit int Fatt bloß ümmer Schum un keen Botter. Se ha



Zeichnung: Peter Wenger

schon allerhand versöcht, de Strumpbänner duppelt ümbunn'n, de Soan öwer Krüz awnoam, ha öwer all's nix nützt. Uck de Sprüch, de se künn, ha'n nix hulpen. As de Nowerjung süht, wie se sick da awquält, deit äm dät leed, un he röppt: „Mudder Burmeestersch, ick hoal di Mudders Botterstock!“ Dät wär so'n Gobel ut Hoselnöt mütt so'n Kröt inschnäen. As se nu dänn Knüppel rinnschmitt un dreemol tostött, da wär de Botter dick. „Nu müttst du noch 'n Stück utschnien un ünnern Schwiebog'n lägn, dät holt sick de groote schwatte Katt“, säd de Jung. Se deit dätt.

Un as dät oams an de Dör kloppt, un Mudder Burmeestersch de bömelst Luk upmekt, steiht da ne Olsch, ganz schwatt antreckt, un will rinn. Dät wär är nu doch to väl, se ballert de Luk to, un süd noch, wie de da buten ganz glöhend Oog'n kricht un de Spindelfinger krümmt un röppt:

„Mien Botterstock geföllt di woll,
Ick nu uck bi di bliewen soll!“

Da weet Mudder Burmeestersch, dät se dänn Düwel vör sick häd, möckt noch rasch de bömelst Luk up un schütt de schwatte Olsch de Botter int Gesicht. De rönnt rasch wäch un quietscht un zischt:

„Dät wier dien Glück,
süss ha'st du de Botter,
un ick bräck diet Gnick!“

Von da geewt in Lenzen keen Botterstock mehr, un de swatten Katt'n von de Botterhex, de oams ümmer in de Fenstern käken hemm'n, wärn uck nich mehr to sehn.



Zeichnung: Peter „Wenger

Der „Faule See“ bei Breddin

Etwa 300 m südwestlich der „Breddiner Schweiz“ liegt der „Faule See“. Er ist fast 5 ha groß. Ein Gestell bringt den Wanderer in wenigen Minuten talwärts zu seinem Ufer. Wer aber einen See zu finden meint, wird sehr enttäuscht sein, wenn er statt dessen einen Sumpf vorfindet, auf den ja schon der Name hinweist. Allerlei Wasser- und Sumpfpflanzen, wie Schilf, Rohr, Rohrkolben, Binsen, Seggen u. a. gedeihen hier in üppiger Fülle. Häufig sieht man auch Wildenten über den Sumpf fliegen. Hier haben auch die Wildschweine ihr Paradies.

Wenn Du, lieber Natur- und Heimatfreund, die Absicht hast, kannst Du auch den Sumpf umwandern. Erwarte jedoch keinen ebenen Pfad! Er windet sich vielmehr durch Gebüsch aus Erlen, Birken, Weiden und Kiefern und auch allerlei Gräsern am Ufer entlang. An einigen Stellen findest Du einen glatten und trockenen Hang, der von Gras bewachsen ist und zur Rast einladet. Von hier aus hast Du einen freien Blick über den fast kreisförmigen Sumpf. In der Nähe stehen am Hang einige größere Gruppen junger Lärchen, die sonst im Walde vergeblich zu suchen sind. Ein leiser Sommerwind weht durch die hohen Kiefern, die den Sumpf umschließen.

Hier läßt es sich über diese einsame Stelle im Walde plaudern. Jahrzehntelang war der Wasserstand des Sumpfes so niedrig, daß man glaubte, hindurchwaten zu können. Dann wieder stieg das Grundwasser, daß alle Bäume, die in langen Jahren gewachsen waren, absterben mußten. 1920 standen im „Faulen See“ viele Bäume — in der Mehrzahl waren es zwanzig- bis dreißigjährige Birken — die infolge des Steigens des Grundwassers im Absterben waren. Damals war das Brennholz knapp. Darum gab im Winterhalbjahr 1920/21 die Forstverwaltung diese Bäume zum Abholzen frei. Viele Breddiner waren damals auf dem gefrorenen See mit dem Fällen der Bäume beschäftigt. — Inzwischen ist das Wasser jetzt wieder niedriger geworden. Ein alter Breddiner erzählte vor ungefähr 30 Jahren, daß früher das Wasser so hoch stand, daß es möglich war, mit einem Boot über den See zu fahren.

Wanderst du nun vom „Faulen See“ weiter westwärts, kommst du zuerst zum Jagen 61 und danach zum Jagen 62. Dieser Jagen ist teilweise abgeholzt. Dort siehst du am Rande des Waldes eine einzelne hohe Kiefer, in deren Krone ein großes Nest zu sehen ist. Es ist der Horst eines Fischadlers, der hier, fernab von Elbe und Havel, sein Heim aufgeschlagen hat. Im Winter verläßt er seinen Horst und zieht nach dem Süden. Im Frühling kehrt er wieder zurück. Oft ist er unterwegs zu seinem Jagdgebiet. Wenn Du Glück hast, triffst Du ihn in seinem Horst an. Aber sei vorsichtig: Verscheuche ihn nicht!

Das Heft enthält:

	Seite
Albert Hoppe: Heimatliebe	65
K. Andree: Die Wüstungen der Ostprignitz	67
Otto Warnke: Dambeck in schwerer Zeit	72
Ernst Lehmann: Geschichte des „Sandkruges“	77
Albert Hoppe: Surnknieper	81
Ernst Stadtkus: Ut Gefälligkeit (Gedicht)	88
Hermann Giese: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge	89
Willi Westermann: De Botterhex to Lenzen	94
Otto Wostmann: Der „Faule See“ bei Breddin	96

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Unser Roland — umzäunt! Foto: Albert Hoppe

2. Umschlagseite: Heimatliebe . Foto: Albert Hoppe

4. Umschlagseite: Fränkisches Torhaus in Kreuzburg . Foto: Alfred Langguth

Märzheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10.7 Di 97-57 - 6343

